

CHRISTOPH WERNER

DIE TOTEN VOM SAALESTRAND

Kriminalroman

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln
info@emons-verlag.de
www.emons-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: arcangel.com/John Eccles
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal
Druck und Bindung: sourc-e GmbH
Printed in Europe 2025
ISBN 978-3-7408-2563-8
Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Für die Königin des Waldes

Jetzt

Angebrüllt hat mich Mona noch nie, jetzt schreit sie meinen Namen: »Rob, mach auf! Bist du verrückt geworden? Du sollst aufmachen!«

Von innen hämmert sie gegen die Badtür, von außen stemme ich mich dagegen. Mein Herz rast. Denk nach, Rob, konzentrier dich! Aber wie? Da die wütende Mona, hier die kranke Staatsanwältin. Sie hockt vor mir auf dem Parkett, ich habe ihr Handgelenk gepackt. Sie darf nicht umfallen! Sonst erstickt sie, falls sie sich erbricht. Irgendwas hat sie genommen, aber was? Liegen da leere Tablettenschachteln auf dem Tisch? Sieht so aus. Wie viel Zeit habe ich? Wenn das Zeug in ihrem Blut ist, sind alle Messen gesungen.

»Mona, sie muss in die Notaufnahme! Begreif das doch! Sie stirbt sonst!«

»Keine Notaufnahme!«, ruft Mona. »Sie hat keine Schlaftabletten genommen. Da stimmt was nicht, lass mich raus!«

»Kann ich nicht!«

»Geh von der Tür weg!«

Stimmt, ich muss von der Tür weg! Da, der Stuhl hat 'ne hohe Lehne, das passt. Dreimal schlage ich mit der Faust an die Badtür, um Mona zu erschrecken, zwei Schritte zum Tisch, den Stuhl gepackt, die Lehne unter die Klinke, ein kräftiger Tritt gegen die Stuhlbeine – das hält.

»Was hast du gemacht, Rob? Ich schwöre dir, das wirst du bereuen!«

Die Staatsanwältin stöhnt und verdreht die Augen. Wohin? Im Bad könnte ich sie über den Rand der Wanne hängen, bevor ich ihr den Finger in den Hals stecke, aber da ist ja besetzt!

Also hoch mit ihr. Sie ist nicht schwer, höchstens sechzig Kilo. Ihr verschwitzter Körper verströmt teures Parfüm. Vor der Küchenzeile lege ich sie in stabiler Seitenlage auf die schwarz-weißen Fliesen.

»Rob, bist du noch da? Was tust du? Sie spielt nur mit uns, das sagt mir mein Instinkt, und der ist untrüglich.«

Der kleine, schlanke Körper der Staatsanwältin krampft sich zusammen, als meine Hand in ihren Mund fährt. *Na los! Mach schon!*

»Rob, wir brauchen nur die DNA-Probe, danach ist alles vorbei.«

Es kommt! Eine ziemliche Sauerei. Ich halte ihren Kopf, saurer Gestank steigt mir in die Nase. Ihre Muskeln spannen sich wieder, noch eine Welle. Kurz lässt sie locker und keucht, dann würgt sie erneut raus, was immer in ihr drin ist – Schlaf-tabletten, Psychopharmaka, eine braune, stinkende Brühe. Mit einem Küchentuch wische ich ihr den Mund. Sie wirkt erschöpft, aber nicht mehr so flatterig. Also helfe ich ihr auf, trage sie in den Wohnbereich zurück und packe sie auf den Teppich. Was jetzt? Die Schachteln auf dem Esstisch sind Nah-rungsergänzungsmittel, keine Schlaftabletten. Was, wenn Mona recht hat? Wenn das alles nur ein Fake ist? Konzentrier dich, Rob, verdammt noch mal! Was kann sie genommen haben? Und warum? Solche Fragen zu beantworten, fällt eigentlich in Monas Zuständigkeitsbereich. Aber die ist durchgedreht!

»Rob, bist du noch da?«

»Ja.«

»Jetzt sei doch vernünftig!«

»Vernünftig?«, schreie ich. »Du hast dich auf sie gestürzt, als wir hier reinkamen. Hast sie verhört. Einsperren musste ich dich. Sag mir nicht, ich soll vernünftig sein!«

»Du kennst sie nicht so gut wie ich«, sagt Mona versöhnlich, »du weißt nicht, wozu sie fähig ist. Sie wird alles daran setzen, dass dieser Fall nicht aufgeklärt wird.«

»Warum? Warum sollte sie das tun?«

»Du weißt genau, warum.«

»Aber das hier, das passt nicht ins Bild. Irgendetwas ist da faul.«

»Das sage ich dir die ganze Zeit, also lass mich raus.« Mona hämmert gegen die Tür.

Ich tigere durchs Zimmer. Keine Ahnung, wonach ich suche. Verfluchter Mist, was hat das alles zu bedeuten? »Hör zu, Mona, ich muss selbst rausfinden, was hier los ist.«

»Keine Notaufnahme! Lass sie nicht aus den Augen!«

»Okay, wenn sich ihr Zustand nicht verschlechtert, keine Notaufnahme.«

Mona wirft sich gegen die Tür, der Stuhl ächzt, bleibt aber standhaft.

Schweißperlen stehen auf meiner Stirn, ich fange an, einen Eimer oder Lappen zu suchen, irgendwas, womit ich die Kotze aufwischen kann. Ich muss was tun, sonst drehe ich durch. Befreie ich Mona, wird sie ihre Wut an mir auslassen. *Scheißegal!* Ich greife nach dem Stuhl, warte. Was hält mich zurück? Was? Vor einer halben Stunde wollte sie mich weggeschicken. Solange ich die Staatsanwältin habe, ist Wegschicken keine Option. Im Gegenteil. Sie wird uns suchen.

Ist es das, was mich zögern lässt? Wenn ja, möchte ich nichts mehr mit mir zu tun haben. Falls es einen anderen Grund gibt, wüsste ich ihn gern. Leider gehöre ich zu den Leuten, die erst handeln und dann fragen, warum. Das hat mich jahrelang in Schwierigkeiten gebracht, bis ich in einem Vernehmungszimmer Riemann gegenüber saß. Endstation. Knast oder Leben ändern, das stand zur Auswahl. Hab mich für Letzteres entschieden. Während ich weiter die blitzsaubere Wohnung durchstreife und wahllos Gegenstände anhebe, frage ich mich, wie ich in diese Geschichte geraten bin. Es ist der hilflose Versuch, Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Dabei weiß ich: zu schnelle Ereignisse, zu langsame Gedanken. Ich habe keine Chance.

Vor vier Tagen

Scheiß Schwerkraft! Dass Mixed Martial Arts 'ne Kontakt-sportart war, spürte ich deutlich. Der Kerl saß auf meiner Hüfte und prügelte keuchend auf mich ein. Deckung oben halten und warten. Ich schwitzte, stöhnte, hoffte. Der Ringrichter hatte sich schon hingekniet und sah zu mir herunter. Gleich würde er abbrechen! Bis jetzt waren die Schläge meines Gegners ziel- und kraftlos. Er hämmerte in schneller Folge abwechselnd mit beiden Fäusten auf meine Unterarme. Für mich keine Möglichkeit der Gegenwehr, bei ihm keine Kraft in den Schlägen. Wollte er wirklich etwas ausrichten, musste er sein Gewicht verlagern. Das hieß, kurz aufhören zu prügeln – meine einzige Chance. Da! Jetzt! Ich klappte blitzschnell in der Körpermitte zusammen und verpasste ihm eine. Stille. Als ich die Augen vorsichtig öffnete, sah ich, dass ihm die Arme kraftlos am Körper hingen. Er kippte zur Seite wie ein Sack Kartoffeln.

»Glaskinn«, hatte Gunnar mir zugeflüstert, »der Typ hat 'n Glaskinn, versuch es zu treffen.« Schwein gehabt. Ich richtete mich schwer atmend auf und zog meine Beine unter ihm hervor. Der Ringrichter nickte mir zu. Ich nickte zurück. Es war nur ein Trainingskampf, aber ohne dritten Mann im Oktagon ging nichts. Meine Unterarme brannten.

Gunnar klopfte mir auf die Schulter: »Ich hab's dir gesagt, ich hab's gesagt.«

Ich lächelte, wischte mir mit dem Handtuch über Gesicht und Nacken und ging in die Umkleide. Da wartete Riemann. Saß da und sah mich mit diesem Bullenblick an. Dass wir uns gesehen hatten, war ewig her.

»Wollen Sie zu mir?«, fragte ich.

Es konnte sein dicker Mantel sein, wahrscheinlich aber war es das Alter, jedenfalls hatte er zugelegt, mindestens fünf bis sieben Kilo. Er sah noch immer aus wie 'ne französische

Bulldogge: kleine Augen, runterhängende Mundwinkel, Stier-nacken. Nur die Haare und Augenbrauen waren grauer: »Ich brauche einen Klempner«, blaffte er. »Es ist wichtig, am besten heute noch. Es ist für eine Freundin, deren Heizung kaputt-gegangen ist. Jetzt sitzt sie bei dieser Polarkälte in ihrer Bude und friert.«

Ich schälte mich gerade aus meinen verschwitzten Klamotten. »'ne Freundin? 'ne Bullenfreundin?«

»Eine Kollegin, ja, eine ehemalige Hauptkommissarin. Sie hat sich in den Ruhestand versetzen lassen.«

»Also alt, ja?«

Er nickte.

»Sorry, aber ich kann nicht.« Ich knotete mir mein Hand-tuch um die Hüften. »Hab gerade 'nen Großauftrag.« Damit drehte ich mich zum Gehen.

»Hör mal, Rob! Denkst du, ich würde mich hierherbemü-hen, wenn's nicht wichtig wäre? Du hast doch von dem Toten gehört. Am Saaleufer. Beim Sophienhafen?«

Ich nickte.

»Ich brauche Hilfe in dem Fall.«

»Die Hilfe Ihrer alten Kollegin?«

»Genau.«

»Dann kaufen Sie ihr Blumen.«

»Sie will mir nur helfen, wenn ich ihr einen Klempner be-sorge.«

Ich setzte mich wieder. »Was ist so besonders an der Dame?«

»Nichts«, murmelte er.

»Dann ist es ja nicht so schlimm, wenn ich ablehne.«

»Du hättest was gut bei mir.«

Ich stand auf. »Bin jetzt sauber, arbeite den ganzen Tag, prügele mich nur noch im Oktagon und habe genug Geld, um mir zu kaufen, was ich brauche.«

»Sie ist anders«, sagte er, da war ich kurz vor der Dusche.

»Wie anders?«

»'ne Verhörspezialistin. Bei ihr hat jeder ausgepackt, egal, wer es war. Sie wusste immer, in welche Richtung wir ermitteln

müssen, hat früher große Teams geleitet. Man kann sie nicht täuschen, ihr siebter Sinn ist untrüglich. Das liegt an diesem Wuwei.«

»Wuwei? Was soll das sein?«

Er zuckte mit den Schultern: »Irgendwas Fernöstliches ...«

»'ne Religion, 'ne Kampfsportart?«

»Absichtliche Absichtslosigkeit«, sagte er so leise, dass ich's kaum verstand. Er kam mir plötzlich müde vor, abgekämpft, matt. Erloschen wie ein Kachelofen am frühen Morgen.

»Also kommen Sie nicht richtig voran?«

»Wir haben nichts, gar nichts.«

Mir wurde kalt, ich musste unter die Dusche.

»Also gut, schreiben Sie mir ihre Adresse auf 'nen Zettel, aber in Druckbuchstaben, nur große Druckbuchstaben, verstanden?«

»Ja, ja, ich weiß Bescheid.« Er grinste. *Idiot!* Wie die meisten meiner Mitmenschen dachte er, dass ich blöde bin, nur weil ich nicht besonders gut lesen und schreiben kann. Es stressst mich, na und? Dass ich bei 'nem Vorlesewettbewerb nicht zu den Favoriten zählen würde und ein Job bei der Dudenredaktion für mich nicht in Frage kommt, heißt nicht, dass ich doof bin. Ich kann mehr als 'ne Gastherme reparieren oder 'n Waschbecken anschließen.

Jetzt

»Wie geht es ihr?« Mona gibt sich lammfromm und einfühlsam. Alles Taktik. Habe ich in den letzten Tagen bei Zeugenbefragungen oft erlebt.

»Sie schläft.«

»Was hast du jetzt vor?«

»Weiß ich nicht!«

»Hast du Hinweise auf deine Selbstmordthese gefunden?«

Pause. »Leere Schlaftablettenenschachteln vielleicht?« Pause.

»Nein?«

Langsam stehe ich auf. Die Wohnung ist blitzblank. Na ja, bis auf die Sauerei in der Küche. Mit der Hand fahre ich hinter die beiden beigen Kissen auf dem Sofa, nichts. Auf dem Sideboard ein Foto: die Staatsanwältin in Sportkleidung vor einem Berg, wahrscheinlich irgendwo in den Alpen. Dass sie um die fünfzig sein soll, sieht man ihr nicht an. Wahrscheinlich läuft sie zehn Kilometer am Tag und ernährt sich nur von püriertem Gemüse. Kücheninsel, Arbeitsplatten, Esstisch, nichts.

»Da ist nichts, oder?« Mona kann offenbar durch die Tür schauen. »Im Schlafzimmer? Hast du schon im Schlafzimmer nachgesehen?«

»Hör auf damit, Mona! Irgendetwas muss sie genommen haben.«

Nur was? Ich knei mich hin. Ihr Atem ist flach, aber gleichmäßig. Die Haare verklebt, das Make-up von Schweiß verschmiert. Ihre Fassade ist hin. Liegt da wie ein krankes Reh.

»Ich rufe Ott an.« Mona klingt ruhig. Sie kann sich in Sekundenbruchteilen vollkommen verändern. Sie weiß, was sie sagen muss, damit ich tue, was sie verlangt.

Diesmal nicht! »Was willst du ihm sagen?« Noch immer schaue ich mich im Zimmer um. Was hat Katja Keller genommen? Oder geht's hier um was ganz anderes? Ist sie nur krank?

Nein, nein, so eine Krankheit gibt es nicht. Und wenn doch? Was versteh ich schon davon? Bin ich jetzt auch noch Arzt? Klempner, Mordermittler, Arzt?

»Ich sage ihm, du hast die Staatsanwältin entführt«, ruft Mona durch die Tür, »und weil ich versucht habe, dich aufzuhalten, hast du mich hier eingesperrt. Er wird in zehn Minuten da sein.«

Vielleicht schickt er 'ne Streife, dann geht's schneller. Mein Herzschlag beschleunigt sich wieder. Das wird das Ende unserer gemeinsamen Ermittlung sein. Mona wird mich aus ihrem Leben streichen. Wahrscheinlich hat sie das längst getan. Warum ziehe ich nicht den Stuhl weg? Weil das nichts ändert, weil es zu spät ist und weil hier irgendetwas nicht stimmt.

»Rob, das ist deine letzte Chance, lass mich raus!«

Die Staatsanwältin zittert plötzlich. Es fängt an den Händen an und ergreift den ganzen Körper. Ist ihr kalt? Stirbt sie? Ich hebe sie hoch, lege sie aufs Sofa, laufe ins Schlafzimmer und hole eine Decke. *Notaufnahme, sofort!* Was habe ich mir nur gedacht? Wieso tue ich dauernd, was Mona will? Riemann hat mich gewarnt. »Du bist ihr nicht gewachsen«, hat er gesagt. Bin ich nicht, wollte ich nicht sein.

»Rob, was ist da draußen los?«

»Sie zittert, keine Ahnung, warum. Es geht ihr nicht gut.«

»Bleib ruhig, das kann alle möglichen Ursachen haben.«

Wo sind ihre Schuhe, ihr Mantel? Hat sie einen Ausweis?

»Was tust du, Rob?«

»Das, was ich die ganze Zeit hätte tun sollen: Ich bringe sie in die Notaufnahme.«

»Gib ihr einen Schluck Wasser, dann wird es gleich besser.«

»Woher weißt du das?«

»Tu es einfach, verdammt!«

Scheiße, ja, ich tue es, hole das Glas Wasser, richte die Staatsanwältin auf, setze es an ihre Lippen. Ihre Lider klappen auf, aber sie schaut mich nicht an. Wasser läuft ihr übers Kinn. *Schlucken, sie muss schlucken, warum schluckt sie nicht?*

»Sie schluckt nicht!«

»Geduld, sie schluckt schon.«

Und wirklich, auf einmal höre ich es. *Trink! Trink alles aus.* Erschöpft lässt sie danach den Kopf auf die Brust sinken. Mona sagt irgendetwas, aber ich höre nicht mehr zu. Darf ich nicht, sonst kann ich keinen eigenen Gedanken fassen. *Konzentrier dich, Rob, du musst dich konzentrieren.* Einen Moment bin ich versucht, die Kotze aufzuwischen. Das zeigt den Grad meiner Verworrenheit. Irgendwo finde ich eine Tüte, werfe den grauen Wintermantel hinein, Stiefel, eine Mütze, eine Handtasche, von der ich denke, dass da ihr Ausweis drin ist. Es poltert. Wird wohl Mona sein, die gegen die Badtür hämmert. Ich muss mich beeilen. Die Tüte gepackt, die Staatsanwältin hochgehoben, da fällt mir ein, dass niemand Mona befreien kann, wenn die Wohnungstür zu ist. Mit dem Fuß stupse ich einen Schuh auf die Schwelle als Stopper. Mehr kann ich nicht tun.

Es ist kalt. Nicht mehr so kalt wie in den letzten Tagen, aber zu kalt, um ohne Mantel draußen herumzulaufen. In der Reilstraße rauscht der Verkehr, hier ist alles still. Kein Mensch weit und breit. Die Staatsanwältin in meinen Armen stöhnt. Den Kopf hat sie an meine Wange gelegt. Auf der anderen Straßenseite steht der Twingo meiner Mutter. Katja Keller auf den Beifahrersitz, Tüte und Handtasche in den Kofferraum. Zündschlüssel rein, Motor an, Gebläse, Licht, los geht's. Es gibt Leute, die können gut zuhören, andere sind ausdauernde Schwimmer, gute Redner, einfühlsame Masseure. Manch einer behält immer einen kühlen Kopf, egal, wie unübersichtlich die Situation ist. Jeder hat für irgendwas Talent. Meins besteht darin, die Dinge schlimmer zu machen. Ab einem bestimmten Stresslevel treffe ich zielsicher die falschen Entscheidungen.

Vor vier Tagen

Hannah hatte die Figur einer Zehnkämpferin, war genauso zielstrebig und wohnte in Dölau in einem dieser Architektenhäuser, deren Bäder größer waren als mein Wohnzimmer und durch deren Glasschiebetüren man in die sorgsam frisierten Gärten sehen konnte. Ihr Mann, Augenarzt, verbrachte zu viel Zeit in seiner Praxis. Also hatte sie beschlossen, sich 'nen Handwerker zu nehmen. Manche Dinge funktionieren genauso, wie sie in Witzen oder Cartoons erzählt werden. Wahrscheinlich hatte eine meiner früheren Kundinnen mich empfohlen. Jedenfalls konnte ich an Hannahs bodengleicher Dusche keinen Schaden finden, als sie mich das erste Mal zu sich bestellt hatte. Seitdem schrieb sie mir in regelmäßigen Abständen die immer gleiche Nachricht: »Ei« und die Uhrzeit. Zahlen zu lesen, ist kein Problem für mich, und »Ei« waren nur zwei Buchstaben, dafür brauchte selbst ich nicht allzu lange. Unser Arrangement war eine genau kalkulierte Schweinerei, mit der sie vor ihren Freundinnen angeben konnte.

»Wo warst du denn so lange?«, fragte sie, als sie mich hereingelassen hatte. Sie ging vor mir her in die Küche. Ihre muskulösen Zehnkämpferinnenbeine balancierten in schwarz glänzenden Pumps ihren Zehnkämpferinnenkörper, den sie in ein neues, dunkelgrün schimmerndes Kleid gesteckt hatte. Am Rücken zeigte ein langer, silbern glänzender Reißverschluss hinunter bis zu ihrem Zehnkämpferinnenhintern. Als sie sich umdrehte, sah ich, dass sie sich geschminkt hatte und beim Friseur gewesen war. Sie hatte einen Aufwand betrieben, und ich war zu spät. Mit Schwung griff sie nach einem Weißweinglas, das auf der Marmorplatte der Kücheninsel stand, und leerte es, ohne abzusetzen. An der Flasche sah ich, dass es nicht das erste Glas war.

Sie leckte sich die Lippen: »Was ist denn los?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Ich hatte gerade 'nen schwierigen Kampf.«

»Du warst wieder in diesem Prügelkäfig? Deshalb hast du mich sitzen lassen?« Sie wurde wütend.

»Ich hatte noch 'ne Havarie«, log ich.

»Blödsinn!« Sie goss sich noch ein Glas ein und trank es zur Hälfte aus. »Ich warte seit einer geschlagenen Stunde auf dich. Verdammt, jetzt bin ich sauer.« Ich näherte mich ihr von hinten, legte ihr die Hand auf die Hüfte und küsste ihren Nacken.

»Lass das! Das macht mein Mann immer«, fauchte sie. »Von dir will ich was anderes!« Sie drehte sich um, fasste mir in den Schritt und drückte meine Hoden zusammen. Es tat weh, also packte ich ihre Hand und stieß sie weg.

»Aua!«, schrie sie. »Bist du verrückt geworden?«

»Keine Ahnung, ich bin heute nicht gut drauf.«

»Nicht gut drauf?« Sie kippt den Wein runter. »Wenn ich über Männerlaunen reden will, rufe ich ganz bestimmt nicht dich an.«

»Zicke«, zischte ich und drehte mich zur Tür. Ich verstand nicht, warum ihre kleine Gemeinheit mich so in Fahrt brachte. Was war los mit mir?

»Ach komm schon, Rob!«, rief sie. »Liam junior, komm, ich hab's nicht so gemeint, lass uns rummachen!« Liam junior, so nannte sie mich, wenn sie was von mir wollte. Angeblich, weil ich aussehe wie der junge Liam Neeson.

Nö, heute nicht.

Draußen blieb ich an meiner Simson stehen. Was jetzt? Es war erst sechs Uhr. Nach Hause? Oder sollte ich zurückgehen? Einen Moment stellte ich mir Hannahs warmen Körper vor. Sex nach Streit war meist besonders intensiv. Aber irgendwie war ich bockig. Ich schloss den Helmkoffer auf und fand den Zettel mit der Adresse, den Riemann mir fein säuberlich in großen Druckbuchstaben geschrieben hatte: Nachtigallenweg. Das war keine fünf Minuten entfernt, also beschloss ich, hinzufahren. Riemanns Wunderpolizistin interessierte mich,

und vielleicht konnte ich ein paar Euro verdienen, die hatte ich im Moment bitter nötig.

Mona Vereš wohnte in einem riesigen, düsteren Geisterhaus, dessen versunkenen Charme wiederherzustellen mindestens eine Million gekostet hätte. Als sie mir die Tür aufmachte und mich entsetzt anstarre, merkte ich, dass ich Helm und Schneebrille noch nicht abgesetzt hatte.

»Ich bin der Klempner. Hauptkommissar Riemann schickt mich.«

Sie atmete hörbar aus: »Kommen Sie rein, Sie zittern ja.«

Ich betrat das pockennarbige Treppenhaus, das nur von einer altersschwachen Lampe beleuchtet wurde. Von dort ging es in einen verwinkelten Korridor, überall Türen, zweiflügelig, die Dielen mit Ochsenblutfarbe gestrichen, dunkle, hohe Räume, deren Decken im Dunkeln verschwanden. Sie bewohnte nur die erste Etage. Oben schien alles leer zu sein. Hinterm Haus ein kleiner Garten und dahinter die Dölauer Heide.

»Hier rein!« Mona öffnete eine schiefe Tür mit Kastenschloss. Wir betraten eine wohlig warme Küche, spartanisch eingerichtet, mit holzbefeuertem Herd, getrockneten Kräutern an Stricken über den Fenstern, ’nem durchgesessenen Sofa, ’nem Küchentisch, zwei Stühlen, Pfannen und Töpfen, die an der Wand hingen, und Gewürzen in Tiegeln und Keramikdosen. Die alten Dielen knarrten, und ich entspannte mich sofort. Niemals hätte ich gedacht, dass dieser düstere Kasten einen so heimeligen Raum beherbergte.

Nachdem ich Helm und Brille abgesetzt hatte, musterte Mona mich neugierig, und ich tat es ihr gleich. Sie war klein und sehr kompakt. Ihr Gesicht erinnerte an eine Eule, ihr Nasenrücken war schmal, die Nasenspitze leicht gekrümmt wie ein Schnabel. Die Brauen waren ungewöhnlich rund und liefen von der Nasenwurzel bis zum äußeren Rand der Augenhöhle. Sie hatte kurze, strubbelige Haare, das Gesicht war breit, der Mund hatte einen altmodischen Schwung. Ihre kleinen, wachen Augen waren haselnussbraun.

»Ich koche Ihnen erst einmal einen Tee«, sagte sie. »Mit

Honig und Ingwer und allem Drum und Dran. Setzen Sie sich doch.«

Ich legte meine Sachen auf den Fußboden und versank in dem Sofa aus dunkelgrünem Samt. Sie legte Holz nach und fing an, am Herd zu hantieren. Zwischendurch hielt sie inne und sah kurz zu mir herüber. »Eisige Kälte da draußen.«

»Ich dachte, Ihre Heizung wäre kaputt.«

»Heizung? Nein, die Therme im Bad. Kein warmes Wasser, ich kann weder duschen noch baden. Haben Sie Hunger?«

»Ehrlich gesagt, ja.«

»Fein, wie wäre es mit ein paar Eiern und Speck und getoastetem Roggenbrot, dazu Frischkäse und Kräuter?«

»Das hört sich super an.« Ich überlegte, wann mir das letzte Mal jemand etwas zu essen gemacht hatte. Nicht an 'ner Dönerbude oder 'nem Currywurststand, sondern irgendwo in einer Küche. Es fiel mir niemand ein.

»Ich heiße Mona und Sie?«

»Rob.«

»Rob? Wie Robert?«

»Genau.«

»Wollen wir Du sagen?«

»Gerne.«

»Also, Rob, woher kennst du den Hauptkommissar? Was hast du ausgefressen, dass er dich so kurzfristig zu mir beordern kann? Ich frage das nur, weil ich wissen will, ob ich das Tafelsilber wegschließen muss, solange du meine Therme reparierst.«

»Er hat mir gesagt, dass du so eine Art Wunderpolizistin bist, bei der immer alle sofort gestehen, dass du dich niemals irrst und immer weißt, wo Antworten zu finden sind. Das liegt an irgendeiner fernöstlichen Geheimtechnik, meint er.«

Sie lachte und stellte mir 'ne Tasse dampfenden Tee auf den Tisch: »Essen kommt gleich.«

Der Tee wärmte mein Blut, ich spürte, wie er in jeden Teil meines Körpers floss und meine Muskeln entspannte. Am liebsten hätte ich mich hingelegt und ein Nickerchen gehalten.

»Du hast aber meine Frage nicht beantwortet«, sagte Mona.
»Ist es so schlimm?«

»Hab früher vielleicht hier und da mal was mitgehen lassen. Und dann gab es 'ne Zeit, da war ich ziemlich wütend und habe mich viel geprügelt.«

»Verstehe«, sagte sie und servierte die Eier und frisches Brot. Ich fiel darüber her wie ein Bär, der gerade aus dem Winterschlaf erwacht war.

»Es kommt niemand mehr, und ich habe schon gegessen. Es ist alles für dich.«

Ich sah sie an und brauchte einen Moment, ehe ich verstand.

»Sorry, es schmeckt wirklich himmlisch, und ich hab seit heute Morgen nichts zwischen die Zähne gekriegt.«

Mona nickte und trank Tee.

»Wirst du Riemann helfen?«, fragte ich.

»Ich schaue mir die Akte mal an. Jetzt, wo du gekommen bist, muss ich ja.«

»Riemann sagt, er hat nichts, keine einzige Spur.«

»Soso, das hat er gesagt. Darf er eigentlich nicht.«

»Ich hab ihn ein bisschen zappeln lassen.«

Sie lachte. »Ist schon eine komische Sache mit dem Toten«, sagte sie dann sehr ernst. »Jemanden erfrieren zu lassen, das erfordert Geduld und Entschlossenheit. Ihn ans Ufer der Saale zu setzen, das erfordert Planung. Gleichzeitig ist man vom Wetter abhängig, was Planung eigentlich unmöglich macht. Ich meine, das sind die ersten kalten Tage in diesem Winter. Um Weihnachten war's ja eher frühlingshaft. Und dann die Sache mit der schwarzen Farbe, was soll das?«

»Schwarze Farbe?«

Sie machte ein Gesicht, als wäre sie verwundert, mich in ihrer Küche sitzen zu sehen. »Entschuldige«, sagte sie. »Wir sollten jetzt das Bad begutachten. Ich muss wissen, ob du das reparieren kannst.« Sie stand auf und räumte den Tisch ab. Ich war neugierig, was es mit der schwarzen Farbe auf sich hatte, aber sie tat so, als hätte sie nie etwas darüber gesagt. Also blieb mir nichts weiter übrig, als die Gastherme zu untersuchen. Ein

Modell von Junkers aus den Neunzigern, das ganze Bad war Neunziger-Style: keine Dusche, nur 'ne Wanne mit Vorhang, die Fliesen fünfzehn mal zwanzig Zentimeter und selbstverständlich weiß. Dieses Bad hatte seit dreißig Jahren keinen Handwerker gesehen.

»Okay, ich überlege mir was. Muss sehen, ob ich für dieses alte Ding noch Ersatzteile krieg, vielleicht kann ich irgendwo 'ne gebrauchte Therme auftreiben, die noch funktioniert.«

»Wie lange wird das dauern?«

»Bis morgen, ab wann kann ich klingeln?«

Sie lächelte. »Du gefällst mir, Rob. Ab acht Uhr?«

»So wird's gemacht!«, sagte ich und fuhr durch die eisige Kälte zurück in die Stadt.

Solange ich auf meiner Simson durch die Dölauer Heide knatterte, hielt meine Wattejacke die Kälte noch ab. In Kröllwitz auf dem Weg hinunter zur Saale wurden mir die Hände schon steif, und auf der anderen Seite der Giebichensteinbrücke fing ich zu zittern an. Die Burgstraße kam mir ewig lang vor, und ich dachte nicht daran, mich an die dreißig Kilometer pro Stunde zu halten, die hier vorgeschrieben waren. Ich wollte nach Hause in meine kleine Wohnung, Zapfenstraße 1, direkt am Markt.

Schlotternd versuchte ich, das Lenkradschloss ab- und die Haustür aufzuschließen. Und ich zitterte noch, als ich an meinem Küchenfenster stand und auf den Roten Turm schaute. Zwischen Thalia-Buchhandlung und kleinem Inder konnte ich ihn sehen, den markantesten der fünf Türme von Halle. Die anderen vier an der Marktkirche machen sich bemerkbar, wenn ihre Glocken mich sonntags aus dem Schlaf reißen. Nicht nur deshalb ist mir der Rote Turm, der zu jeder vollen Stunde den Westminsterschlag hören lässt, der liebste.

Jetzt

Die Magistrale entlang bis zur Eselsmühle, im Kreisverkehr wende ich, fahre zurück Richtung Altstadt, wieder nach HaNeu, wie hier die Neustadt genannt wird, am Prisma Cinema vorbei, den Hochhausscheiben, die eine deutlich weniger idyllische Skyline bilden als die Altstadttürme, dann hinter der Pferderennbahn über die Saale und anschließend auf die Hochstraße, vorbei am Elisabeth-Krankenhaus, den Franckeschen Stiftungen und der Spielbank bis zum Riebeckplatz. Dort kurve ich durch den Kreisel und fahre wieder zurück Richtung Neustadt. Fünfzig Kilometer pro Stunde auf der rechten Spur, die dritte Runde jetzt schon. Solange ich in Bewegung bleibe, kann ich mich konzentrieren.

Die Staatsanwältin neben mir schläft. Ihre Lehne habe ich, an 'ner roten Ampel wartend, so weit zurückgestellt, dass ihr der Kopf nicht mehr auf die Brust sinkt. Den Mund halb geöffnet, schnieft sie leise und gleichmäßig. Bleibt das so, fahre ich weiter und erfülle mein Versprechen: keine Notaufnahme, solange sich ihr Zustand nicht verschlechtert. Wenn was passiert, halte ich am Elisabeth-Krankenhaus. Dreimal hat Mona versucht, mich anzurufen. Ich gehe nicht ran. Ich fahre. Das ist die erste Regel für jeden MMA-Kämpfer: immer in Bewegung bleiben. Es ist kaum Verkehr. Das Außenthermometer zeigt ein Grad minus. Die Laternenmasten am Franckeplatz sind hoch wie Urwaldriesen.

Hat die Staatsanwältin versucht, sich umzubringen? Die Frage kreist in meinem Kopf wie ich auf der Magistrale. Ich muss aufhören, sie Staatsanwältin zu nennen, sie hat einen Namen: Katja Keller. Hat Katja Keller versucht, sich umzubringen? Warum habe ich nichts gefunden? Man nimmt keine Überdosis und räumt dann auf. Und wieso war sich Mona so sicher, dass nichts passieren wird, dass Katja Keller nicht sterben wird? Wieso keine Notaufnahme?

Ruhig, Rob, denk nach. Keine Ahnung, wohin das führen soll. Vielleicht fahre ich ewig so weiter, von der Neustadt in die Altstadt und wieder zurück. Im alten Twingo meiner Mutter, die sich seit der zweiten Runde irgendwie in meine Gedanken drängt. Wahrscheinlich, weil ich in ihrem Auto sitze. Blödsinn, ich weiß genau, warum. Der Anblick der Staatsanwältin hat mich daran erinnert, wie oft ich Mutter so gefunden habe, auf dem Fußboden in der Küche, im Bad, in ihrem Bett. Ohnmächtig, lallend, wütend, weinend, in allen denkbaren Gemütszuständen. Wie oft ich ihr den Finger in den Hals gesteckt habe, weil ich nicht sicher war, was sie genommen hatte. Immer die Anspannung, wenn ich zu ihr komme. In welchem Zustand werde ich sie finden? Benommen, träge, kaum ansprechbar oder so wütend wie bei unserer letzten Begegnung, als ich den Autoschlüssel für den Renault Twingo holen wollte.

Sie hatte nichts getrunken, ihr Blick war klar gewesen.

»Ich bin bei dieser Kälte den ganzen Tag allein«, hatte sie losgemekert, kaum dass ich die Haustür aufschloss.

»Ohne Geld, ohne Essen. Was denkst du dir eigentlich? Idiot!«

In solchen Situationen musste ich ruhig bleiben, sonst konnte es passieren, dass sie versuchte, mich zu schlagen. Also gab ich ihr einen flüchtigen Kuss auf die Stirn. Ihr Haar war fettig, sie stank nach Schweiß. An ihrem knochigen Körper hingen die Klamotten wie Gardinen in einem Abrisshaus.

»Ich möchte, dass du dich duschest«, sagte ich. »Ich spüle das Geschirr ...«

Sie packte einen Teller und zerschmetterte ihn auf dem schmutzigen Boden.

»Ich scheiße auf das Geschirr!«, schrie sie. »Gib mir was!«

»Wenn ich dir was gebe, gehst du duschen!«

»Gib mir was, ich bin deine Mutter!«, schrie sie.

Ich öffnete meinen Rucksack und zog eine Flasche Nordhäuser Doppelkorn aus der Seitentasche. Denn solange sie

nichts getrunken hatte, konnte alles Mögliche passieren. Einmal hatte sie ein Messer nach mir geworfen, weil ich ihr nichts mitgebracht hatte. Sie wollte nach der Flasche greifen, aber ich packte ihren Arm und hielt ihn fest, bis sie aufgab. Langsam, damit sie sich beruhigte, goss ich ihr das erste Glas ein. Ohne abzusetzen, trank sie es leer, nach dem zweiten entspannte sie sich. Einen Moment kam Leben in ihr Gesicht und wischte die Fratze fort, die sie eben noch gezeigt hatte. Ohne aufzuschauen, griff sie nach dem Besen neben der Tür und fing an, mechanisch die Scherben zusammenzukehren.

»Geh duschen, ich mach das«, sagte ich. Sie gehorchte und trottete ins Bad. Zwei Gläser Doppelkorn löschten in der Regel den ersten Vulkan, danach war sie nur noch Asche.

Als ich die Scherben zusammengekehrt und das Geschirr gespült hatte, kam sie aus dem Bad. Die Schatten um ihre Augen zeichneten sich jetzt deutlicher ab, sie zitterte ohne Unterlass.

»Wenn du so weitermachst, wird es nicht mehr lange dauern«, sagte ich, ich weiß nicht, zum wievielten Mal.

Sie nickte, schenkte sich noch was ein und trank, beide Hände am Glas, als wollte sie sich wärmen.

»Ich weiß, dass ich eine beschissene Mutter bin, und es tut mir leid, dass du dich um mich kümmern musst.«

Die Entschuldigung kam jedes Mal, wenn sie wieder sie selbst wurde. Danach ein paar Tränen. Von der Furie zum Kind in zehn Minuten. Nichts davon war echt. Alles nur Show, um ihren Nachschub zu sichern. Ihre letzte Frage war deshalb immer die nach dem Geld. Diesmal hatte ich nur einen Zwanziger. Sie wollte mehr, aber der letzte Kunde hatte mich nicht bezahlt. Zwei Wochen Arbeit umsonst. Das brachte sie wieder in Rage. Ich sollte mir endlich einen Anwalt nehmen und so weiter. Es war nicht nötig, darauf einzugehen. Wenn ich Angebote, Verträge und Rechnungen hätte schreiben können, wäre ich längst ein reicher Mann. So war es immer ein bisschen, als würde man Lose ziehen. Man sah den Leuten nicht an, ob sie 'ne Niete waren oder ein Hauptgewinn.

»Ich habe 'nen neuen Auftrag«, log ich. »Ich lass mir 'nen Vorschuss zahlen, dann bringe ich dir noch was.«

Sie antwortete nicht. Ich sollte verschwinden, meine Aufgabe hatte ich erfüllt. Das Glas in ihren Händen war alles, was sie wollte.

Ich gebe Gas und schalte hoch. Die vierte Runde fängt an, zurück zur Altstadt. Es ist kein gutes Gefühl, der Dealer der eigenen Mutter zu sein. Aber sie hart landen zu lassen, bringe ich nicht fertig.

Die Staatsanwältin zuckt jetzt ab und zu neben mir, wie ein Fisch, der in einem Netz gefangen ist. Damit sie nicht friert, habe ich die Heizung weit aufgedreht. Die Wärme macht mich müde, ich brauche 'ne Pause. Je länger ich fahre, umso mehr macht sich die Erkenntnis breit, dass das hier zu nichts führt. Einen Moment habe ich überlegt, die Strecke zu ändern, aber ich will mich nicht zu weit vom Elisabeth-Krankenhaus entfernen. Ohne Mona stecke ich fest, mit ihr steuere ich auf eine Katastrophe zu. Beides beschissen.